

Völkerveröhnung.

Die Friedensbotschaft des Papstes im Rundschreiben vom 23. Mai 1920 ist von einer rührenden Güte und Zartheit des Tones, der Wunsch und Vorschrift fast in eine Bitte kleidet; in den Grundsätzen aber kraftvoll und unentwegt. Wer noch den Namen Christ verdient, muß die Unbilden des Krieges vergessen und verzeihen: das ist die Grundstimmung des Papstwortes. Es steht im Licht des Evangeliums, in diesem Licht allein. Wir haben als Regel nicht bloß Christi Liebesfagung, sein und der ersten Christen glänzendes Beispiel: wir müssen Unrecht begraben können, wir müssen gerade dem Feinde Liebesdienste erweisen. Und die Priester sollen in den ersten Reihen stehen, und die katholischen Schriftsteller ihre Feder in den Dienst der Liebe stellen. Der Papst selbst tritt an die Spitze. Er verzeiht von Herzen allen seinen Widersachern und Verleumdern. Bei aller Wahrung seiner Rechte hebt er, um wohlwollende Aussprache zu erleichtern, die hemmenden Vorschriften auf, welche den katholischen Staatslenkern den Besuch im Vatikan erschwerten.

Aber nicht bloß der einzelne, auch die Völker müssen sich auf ihre Christenpflichten besinnen. Der Papst erhofft und wünscht einen Zusammenschluß zu einem Völkerbund auf gerechter Grundlage; die einzelnen Nationen sollen sich innerhalb vernünftig gezogener Grenzen des Vollbesitzes ihrer Rechte erfreuen, eine umfassende Abrüstung auf der ganzen Welt muß Kriegsursachen und Kriegsgelüste einschränken.

Vollkommen schlicht und klar ist diese päpstliche Rundgebung. Spitzfindige Auslegungen des christlichen Liebesgebotes sind jetzt ausgeschaltet. Noch unlängst entrüstete sich ein ausländisches katholisches Flugblatt, das zum Kampf gegen den Krieg aufforderte und der Versöhnung das Wort redete, über die Sozialdemokraten, die sogar bereit seien, dem Feind die Hand zu reichen. Dieser Widerspruch ist fortan im katholischen Lager nicht mehr möglich. Viele weigern sich noch immer bei uns und im Ausland, den echten christlichen Standpunkt einzunehmen. Das ist z. B. gar nicht die Frage, ob die deutsche Kriegsführung in Belgien grausam und verwerflich war. Man muß das leider zugeben, wie denn auch Ungeheuerlichkeiten der

Besatzungsstruppen bei uns verzeichnet werden. Beides zu verzeihen und zu vergessen, darum handelt es sich jetzt. Um dieses Opfer des christlichen Herzens bittet der Papst. Es gibt aber zu denken, wenn die katholischen belgischen Blätter *La Libre Belgique* und *La Métropole* vom 14. und 21. Juni 1920 ganz unverhüllt und unter Beschimpfungen den Haß predigen¹, während der sozialistische *Le Peuple* vom 13. Juni 1920 ganz im Sinn des Papstwortes zur Versöhnung aufruft. Die katholische Presse hat keine Wahl mehr. Angesichts all des blindwütigen Hasses, der an heidnische Sitten erinnert, berührt es ungemein wohlthuend, wenn auf dem Kongreß der christlichen Gewerkschaften im Haag (Juni 1920) der belgische Vertreter Quaquebeke in vollkommenem Anschluß an das versöhnende Papstwort erklärte, daß die belgischen christlichen Gewerkschaften alles verzeihen und vergessen wollen.

Indessen müssen wir uns alle bewußt bleiben, daß wir noch sehr weit von einer Völkerversöhnung entfernt sind. Grundsätze bleiben machtlos, wo der Wille zur Tat fehlt oder zu schwach ist. Und die christlichen Grundsätze selbst haben noch einen schweren Kampf auszufechten mit falschen oder zweideutigen Lehren menschlicher Scheinflugheit.

Erst müssen also tiefe Schichten von Aberglauben abgetragen werden. Dann mag die klare Weisheit der Versöhnung ins Licht treten und sprechen.

Dieser Kampf mit den Irrlehren einer eingebildeten Weltverbürderung ist hart aber notwendig. Wir werden Stück um Stück niederringen müssen, bis wir das Wagnis positiver Vorschläge unternehmen. Der Weg ist lang und rauh. Aber bevor wir diese Götzen zertrümmern, können wir den Grundstein zum Tempel der Versöhnung nicht legen.

Bei den meisten Versöhnungsplänen stößt man sich an Unmöglichkeiten oder Widersprüchen. Wenn man genauer zusieht, entdeckt man neben dem Glauben an heilige und heilende Versöhnungsmächte das abergläubische Zutrauen zu trügerisch einigenden Kräften, die tatsächlich wirkungslos sind oder doch nur schwachen und nebensächlichen Einfluß üben. Man muß diese Scheingrößen einzeln abtun. Der gesäuberte Plan liegt dann nicht einfach als Brachfeld vor uns; man sieht schon die aufsprossende Saat der Frucht, die nur überwuchert war.

¹ Korrespondenten dieser belgischen Blätter, die Deutschland bereisen, sind von so unglaublicher Naivität und haben sich von Spaßmachern solche Bären aufbinden lassen, daß man beim Lesen der Berichte dieser kindesjelligen Unschuld aus der Heiterkeit gar nicht herauskommt. Aber ihre Leser glauben diese Märchen.

Es gibt fünf Hauptgruppen dieser Bahndeeen.

Ein erster Aberglaube klammert sich an die Zuverlässigkeit politischer Maßnahmen. Aber schon beginnt es zu tagen. Die Irrlichter, die aus dem verschleierten Sumpf des Weltfriedens aufstiegen, verlöschen allmählich. Während des Krieges bereits träumte man hüben und drüben von den weltumarmenden Segnungen einer Menschenveröhnung, die den Menschenabschlachtungen für immer ein Ziel setzen sollte. Märchenerzähler sprachen so anheimelnd davon, und die Menschenkinder lauschten gierig, glaubten einfältig. Denn wir waren alle zu einem unglaublichen Glauben an Unwahrscheinlichkeiten im Krieg erzogen worden. Eine Höchstleistung im Aberglauben feierte der kommende Friede. Er war förmlich ausverkauft mit seinen Schätzen, bevor er auch nur das Erbe des Krieges angetreten hatte. Als ob gutmütige Privatparteien miteinander gemächlich abschließen sollten! Als ob menschliche Ideale überhaupt mitzusprechen hätten!

Das war der verhängnisvolle Irrtum, daß man Staatsgetriebenen, die auf Macht und Selbstsucht aufgebaut sind, eine menschliche Seele andichtete. Sie haben keine. Und die Menschen, die friedenschließend im Namen solcher Staaten sprechen, verlieren sie. Verhandelnde Machtstaaten sind niemals großmütig. Wir nehmen keinen der modernen Staaten aus. Die Friedensschlüsse der Geschichte waren fast immer selbstsüchtig und grausam. Sie erzeugten keine Veröhnung. Sie demütigten nur und zerbrachen roh jeden Ansaß von Freundschaft. Selbst wenn sie einen Ausgleich brachten, glichen sie nicht Menschen aneinander an, sie wogen bloß Interessen gegeneinander ab. Wenn sie nicht unsittlich waren, so waren sie doch unteilnehmend auf dem Gebiet der Sittlichkeit. Die gangbare Politik sieht stets auf den Wert des Vorteils, nicht auf seine Gerechtigkeit. Dieser Vorteil mag gerecht sein, manchmal, aber aus dem Recht des Besiegten erwächst auf der harten politischen Walfstatt kein Beweggrund für die Rechtsansprüche des Siegers. Es muß nicht so sein, es sollte nicht so sein. Wir sprechen aber hier nur von Tatsachen. Wir treiben Geschichte, keine Ethik.

Neue Philosophien, die eine Vergeistigung der Politik beredt befürworten, kommen vorläufig über die Studierstube nicht hinaus.

Veröhnung kann nach geschlossenem Frieden erst einsetzen, wenn führende Menschen die gefühllose Naturgewalt des Staates bändigen; wenn eine menschlich gerichtete Ausführung die kalte Unerbittlichkeit des Vertrages mildert; wenn das harte Wort des Dokumentes durch gütige Handlungen

gedeutet wird. Das genügt aber nicht. Ein ungeheures Netz privater und persönlicher Beziehungen, aus tätiger Liebe gewoben, muß über das politische Totenfeld gebreitet werden. Freund und Feind müssen sich als Menschen begegnen, nicht als Diplomaten. Die trennenden politischen Auflauerungen müssen erst durch gemeinsame wirtschaftliche Nöte gelockert werden. Vor dem ersten Aufschwung gibt es für den Besiegten ebenso wenig eine Stimmung zur Versöhnung als Bereitwilligkeit dazu im Sieger vor seiner ersten Not. Alles das hatte man vergessen, da man von den Segnungen des Friedens träumte. Aber ohne christliche Liebe sind alle politischen Maßnahmen wirkungslos. Das betont auch der Papst.

Man versuchte, die Unlösbarkeit der Friedensformel durch den Zusatz zu heben: „Keine Sieger und keine Besiegten.“ Das hieß aber doch das Zünglein an der Wage in dem Augenblick zum Ausschlag zwingen wollen, da die Wage des Krieges im Gleichgewicht schwebte. Wenn beide Teile gleiche Hoffnung auf Erfolg haben, glaubt sich jeder schon im Vorteil, Sieger dünken sich beide, und zwei Sieger kommen nie zu einem Frieden, der nur für zwei Besiegte paßt.

Dieses Vertrauen auf den Frieden muß also geopfert werden, wenn man sich der Versöhnung nähern will. Nicht bloß das Zutrauen zum jetzt bestehenden Frieden. Das hat glücklicherweise kein Vernünftiger auf dem Erdenrund. Die Gescheiten, die es zu haben behaupten, lügen sehr dreist. Aber der Irrglaube muß geopfert werden, daß ein Friede überhaupt jemals zur Versöhnung führt, wir meinen einen Frieden als Gebilde einer Machtpolitik. Wahre Versöhnlichkeit sieht immer zuerst auf den andern. Aber selbst eine „versöhnliche Politik“ beginnt bei dem eigenen Haus und hört bei ihm auf. An sich ist „reine“ Politik immer unversöhnlich.

Auch eine sog. „Revision des Friedensvertrages“ führt nicht weiter. Diese Nachprüfung mag eine Vorbedingung zur Annäherung sein, mehr ist sie nicht.

Es ist überaus wichtig, diesen innersten Kern und Charakter aller rein politischen Erwägungen und aller auf ihnen allein aufgebauten Friedensschlüsse klar zu durchschauen. Diese Einsicht zerstört sehr erzießlich alle falschen Hoffnungen und alle nie ganz ehrlichen Berufungen auf die amtliche Urkunde als auf eine Bürgschaft des guten Willens. Jeder Friede, den die Geschichte bisher gekannt hat, barg in seinem Schoß, seiner eingebornen einseitigen Staatselbstsucht wegen, Samen unversöhnbarer Gegensätze, die freilich manchmal erst nach Jahrhunderten verderbenschwanger aufgingen.

Damit bekrworten wir natürlich nicht die Trennung von Staatskunst und Sittlichkeit, wir stellen nur eine Tatsache fest und erklären sie aus dem innersten Wesen der „reinen“, von den Forderungen der Gerechtigkeit unbeeinflussten Politik. Eine christliche Staatskunst, eine von Naturrecht geleitete Staatskunst sind gewiß denkbar; aber die Geschichte kennt nur wenige Beispiele solcher Politik. Fast immer gaben die Macht und das Wohl des eigenen Staates einseitig den Ausschlag.

Wahre Freunde der Menschheit und des Völkfriedens im christlichen Sinn dürfen sich also nicht auf die angeblich völkereinende Wirksamkeit kalter und selbstsüchtiger politischer Maßnahmen verlassen, sie müssen sich vielmehr sagen, daß die Versöhnung niemals auf dem Boden der Politik allein gedeiht. Die politische Maschinenarbeit hat kein Herz. Versöhnung setzt ein Herz und Liebe voraus. So muß denn die Handarbeit persönlicher Beziehungen einsezen, wenn wahre Versöhnung geschaffen werden soll. Das ist eine fruchtbare und erlösende Erkenntnis.

Ein erster Aberglaube ist jedenfalls abgetan.

Im Zusammenhang mit ihm steht ein zweiter. Solange der Völkbund nur ein Werkzeug der Politik ist, bleibt er ohne Wert für die Völkerversöhnung. Das ist nur ein Anhängsel unserer bisherigen Darlegungen. Und in diesem Abgrund der Politik versank denn auch die eine Abart des Völkerbundes. Denn es gibt deren zwei; einen innerhalb der Welt der Gegensätze heute wirklich bestehenden, und der ist leider für das Hochziel der Völkervereinigung bloßer Schein; und einen fiktiven, und der ist wahr. Der wahre, von ehrlichen Menschenfreunden ausgedacht, ursprünglich rein und groß geplant, wurde in der Wiege erwürgt, weil er sich anmaßte, imperialistische Neigungen zu verdrängen. Dieser ist also vorläufig tot. Und der andere ist das Gebilde einer Machtpolitik und hüllt sich zum Teil in ein undurchdringliches Geheimnis. Vielleicht will man den Weltruf der Menschlichkeit nicht verlieren durch Offenbarung einer selbstsüchtig geschäftsmäßigen Gesinnung und den würdesteifen Ernst der Sitzungen nicht bloßstellen durch die Humoreske nichtsagender Beschlüsse.

Wie dem auch sei, wenn man heute von Völkerversöhnung sprechen will, ist es erste Pflicht, von dem Völkbund, der jetzt tagt, zu schweigen. Die ideale Völkerverbrüderung im Sinne des päpstlichen Rundschreibens hat ein ganz anderes Gesicht. Nicht als ob die bereits bestehende zwischenvölkische Einrichtung immer nur als Poliklinik für die erkrankende Zinsengemeinschaft der Siegerstaaten amten dürfte. Sie kann und wird hoffentlich

auch mit der Zeit auf die Bahn jener wahren Völkerverbindung einlenken. Dann wird sie eine Seele bekommen. Heute aber ist sie noch ein Leichnam. Jeder Völkerbund, der von oben eingesetzt wird, um widerstrebende Völker zum Frieden zu zwingen, ist tot geboren. Ernst zu nehmen wäre er nur, wenn er aus dem innersten Friedensbedürfnis der Menschheit und aus dem heiligen, aufrichtigen Willen aller Staaten, eine feste Gemeinschaft zur politischen und sozialen Zusammenarbeit zu bilden, hervorginge. Seine Organisation, über die man endlos schrieb, ist weit weniger wichtig als die Gesinnung, aus der heraus er gegründet wird. Solange er Partei bleibt, können seine schönsten Satzungen kein Vertrauen erwecken.

Andere abergläubische Einbildungen sind so offenkundig, daß man sie nur zu erwähnen braucht, und ihr Widersinn springt in die Augen.

Der Weltkrieg bewies in dem langsamen, rachschächtigen Schleichschritt seiner Vorgeschichte und in der Unvermeidlichkeit seines Ausbruchs — denn an die Überraschung sich naiv gebärdender Staatsmänner glaubt nur der Jude Apella — die innere Unwahrhaftigkeit des Grundsatzes vom politischen Gleichgewicht der Staaten, unwahr nicht allein aus Lüge, mehr noch aus einhaftender Unmöglichkeit. Man wollte also das Gleichgewicht nicht wieder herstellen. Auf beiden Seiten strebte man einem durch Übergewicht gesicherten Frieden zu; übersah daher allerdings, daß die Übergewichtsfriedensschlüsse immer bereits den Auftakt bilden zu einem Krieg um Gleichgewicht. Eine Schraube ohne Ende.

Mit beiden Grundsätzen ist nichts anzufangen, wenn man sich auf den Standpunkt der Völkerversöhnung stellt. Nur der aufrichtige Wille zu einem genau umschriebenen wirtschaftlichen Gleichgewicht zerstört entscheidende Kriegsurursachen.

Gleich widersinnig ist der Glaube an eine Weltberuhigung und ein Weltglück, sobald einmal erst die Landkarte lauter Nationalstaaten aufweist. Mit welcher rührender Liebe diese neuen Volksstaaten sich gegenseitig begegnen, welche wunderbare Eintracht durch den neuen Grundsatz geschaffen wurde, erlebt man täglich mit einem berechtigten höhnischen Staunen. Übrigens beweist der ursprünglich gehätschelte Plan, die Grenzen der Staaten und Völker in Zukunft zusammenfallen zu lassen, einen solchen Tiefstand geographischer und ethnologischer Kenntnisse, daß man Bedenken trägt, die Staatsmänner in diesem Stilleben der Unwissenheit unterzubringen. Wahr ist vielmehr, daß die nationalen Grenzberichtigungen gar nicht nach völkischen Gesichtspunkten gemacht wurden. Maßgebend waren ausschließlich die

politischen Sicherungen der Sieger. Man mußte aber mit verständnisvollem Rächeln nationale Fürsorge vortäuschen, weil sie nun einmal zum Blendwerk der vierzehn Punkte gehörte; aber die Tränenkomödie „über die Brüder im Fremdjoch“ ist als politischer Schwank durchgefallen, während die Erlösten nicht immer Tränen der Freude vergossen.

Etwas mehr Ernst steckt in einem fünften Aberglauben, dem übermäßigen Zutrauen zur Allmacht der „Verständigung“ und der „guten Beziehungen“ im Völkerleben und im zwischenstaatlichen Verkehr.

Man kann in verschiedenem Ton von Verständigung sprechen. Im diplomatischen Sinn bedeutet sie vielfach nur einen gleißenden Ausgleich unvereinbarer Gegensätze. Sie arbeitet mit dem Scheinwert einer augenblicklichen, rasch hergestellten Einebnung widerstrebender Geschäfts- und Machtkreise; sie ist bloß ein beschwichtigender Notbehelf, nie bewirkt sie innere Heilung. Für eine vorübergehende Annäherung ist sie wohl nicht zwecklos, sie bohrt aber nicht tief genug, um eine Versöhnung zu erarbeiten. Sie mag des Nachbarn Recht und Bedürfnisse verstehen, erkennt sie aber nicht eigentlich an; sie setzt sich bloß mit ihnen des eigenen Vorteils wegen äußerlich auseinander, indem sie die Gegensätze zudeckt, nicht aufhebt.

Tiefer dringt eine andere Art von Verständigung; sie versteht sich zur Anerkennung nachbarlicher Ansprüche, wenn auch nicht aus Überzeugung und Wohlwollen, so doch aus Einsicht in die notwendige Verklammerung der gegenseitigen Interessen.

Eine dritte Verständigung endlich, die einzige, die sittlichen Wert hat und Bestand verspricht, geht von dem Gedanken aus, daß die volle Aufrichtigkeit der Beziehungen allein eine Gewähr für den festen Frieden bietet. Die Lebensansprüche und der Belangkreis anderer Völker erscheinen da nicht bloß als notwendiges Übel, mit dem man rechnen muß, sondern als wirkliche Teilwerte der eigenen Wohlfahrt, als große Gegenstände der Menschheit, deren Ertrag man mitbesitzt, wenn man sie fördert. Für die Völkerversöhnung hat bloß diese Verständigung Bedeutung; aber nur, weil sie das rein politische Gebiet verläßt, die Gesinnung umwandelt, das Gesetz der Liebe in die Wertabschätzung einführt. Mit andern Worten: die mannigfaltigen Einzelbeziehungen zwischen den Völkern dürfen nicht Selbstzweck sein. Das ist eine bedeutsame, aber bis heute leider nur wenigen aufgegangene Erkenntnis. Alle die zahllosen politischen, wirtschaftlichen, technischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Weltbeziehungen haben in unsern Tagen deshalb in ihrer friedenverbürgenden Tätigkeit versagt, weil die

einzelnen Organisationen in erster Linie ihren eigenen Vorteil suchten, ja sich als Selbstzweck vordrängten. Jede Beziehung gründet in einer Unterlage. Nur wenn alle Völkerbeziehungen von einem gemeinsamen Grunde ausgehen, dem Willen zur Weltwohlfahrt, nur wenn dieser Grund zum Hauptzweck wird, werden die einzelnen Beziehungen lebenskräftig für den Beruf der Völkerversöhnung. Hier liegt des Rätsels Lösung.

In einem geistreichen und tief schürfenden Artikel der Österreichischen Rundschau, „Internationale und Humanität“ (LXII, Jan. 1920, S. 5 ff.): hat Dr. Ewald den philosophischen und sozialen Wert der Völkerbeziehungen untersucht. Die Gedanken sind ausgezeichnet, aber den eigentlichen Kern, den Widerstreit zwischen dem Selbstzweck dieser Beziehungen und dem Selbstzweck ihres gemeinsamen Urgrundes hat Ewald nicht aufgedeckt.

Die verneinenden Abwehrmittel gegen alle Irrlehren, die den Zugang zur Völkerversöhnung versperren, genügen nicht. Wir müssen noch durch manche Zwischenpforte schreiten, bevor wir am Haupttor stehen.

Wo immer streitende Menschen sich ausöhnen wollen, muß der Schuldige ein Geständnis ablegen, worauf dann der andere Teil zuerst die Hand zu bieten hat. Eine Versöhnung ohne Schuldbekennnis stellt das ursprüngliche Gleichgewicht der Rechte und den sittlichen Ebenwert nicht her; sie bleibt daher notwendig in gleitender Bewegung, sie neigt zum Abstieg. Es kann aber nicht Sache des Bekennenden sein, auch die Führung zu übernehmen bei der Versöhnungstat selbst. Damit nämlich der Friede von Wert und Dauer sei, muß er aus der Großmut herauswachsen; das erste Anerbieten von seiten des Beleidigten sichert dem Einigungswerk den Bestand und verankert es im Boden einer zuverlässigen, weil ganz freiwilligen Verzeihung. Streckt der Schuldige zuerst die Hand aus, so ähnelt die Gebärde einer bittenden Bitte, einer anmaßenden Forderung, einem tastenden Versuch. Jedes Gegenspiel des Widerparts bleibt dann meist wertlos in seiner innern Aufrichtigkeit und seiner wahren Bedeutung. Ob Überraschung, ob Mitleid, ob Gutmütigkeit, ob großartiger Verzeihungsaprunz, in jedem Fall verdirbt es gewöhnlich die Versöhnung im Keim.

Man hat dieses Privatverfahren auf öffentliche, staatliche Verhältnisse übertragen. Nur zum Teil mit Recht. Ein ganzes Volk wird kaum jemals ein Schuldbekennnis ablegen können. Denn Millionen sind sich keiner Fehle bewußt, sie handelten in bestem Glauben; Millionen glauben unentwegt an die Unschuld sogar des Staatsganzen; sie sind nicht zu überzeugen, sei es aus überkritischem Scharfsinn, sei es aus unbelehrbarer Unwissenheit.

Der Weltkrieg flog unheimlich aus dem Wirbel unentwirrbarer Vorfragen auf und warf so wild brandende Leidenschaften gegen alle Ufer der Gesittung und des nüchternen Denkens, daß wir erst nach Jahren ein festes Steuer und ruhiges Wasser finden werden. Man kann also die Schuldfrage jetzt nicht lösen; Bücher, welche, wie Prüms „Witwenstand der Wahrheit“, in Massen auf deutsche Märkte geschleudert wurden, um aufzuklären und zu belehren, erhalten als Antwort nur ein staunendes Lächeln über so rasch und ungründlich zusammengegrasste, kurzfristige Einseitigkeit.

Übrigens haben bei uns alle, die an eine schwere Schuld Deutschlands glauben, sie mit einer Offenheit und Breite herausgeschrieben und verkündet, die sie unwahrscheinlich machen würde, wenn sie zweifellos erwiesen wäre.

Außerdem ist es eine psychologische Tatsache, daß ein erstaunlich bereitwilliges Geständnis im Leben des einzelnen und der Völker die Versöhnung nicht erleichtert, sondern erschwert. Die Reue muß immer vornehm sein und Ehrfurcht haben vor der eigenen Ehre, sonst erregt sie im Gegner Verachtung. Man veröhnt sich nie gern mit einem Menschen, der zu wenig auf sich hält. Bei Völkern und Staaten gilt das in noch höherem Maße. Eine sich überstürzende, eine sich zerfleischende Anklage erzeugt leicht Ekel, den Todfeind jeder Annäherung.

Wahre Freunde der Völkerveröhnung also, die zugleich Menschenkenner sind, verzichten auf die pharisäische Forderung des Schuldbekenntnisses. Sie ist nichts als eine mit Scheinsittlichem Ernst verbräunte kindische Eitelkeit, eine grausame Lust an der Selbstanklage des Gegners unter der tragischen Maske einer juristisch steifen gerechten Entrüstung.

Die siegreichen Völker begnügen sich, wenn sie vornehm denken und handeln, mit der schweigenden, aufrichtig an Wiedergutmachung und an Erfüllung der Bedingungen arbeitenden Not der Besiegten. Die Sieger allein können, ohne die staatliche Würde zu verletzen, die ersten versöhnenden Schritte unternehmen. Auch hier denken wir nicht an politisches Entgegenkommen. Das bleibt aus der Frage.

Wenn aber Italien und England hungernde Kinder mit Liebe aufnehmen, wenn reiche Hilfsmittel ununterbrochen aus Amerika fließen, wenn bedeutende Ausländer, wie z. B. Francis Oswald Lindley, Charles Trevelyan, Lord Montagu of Beaulieu, Lord Newton, William Henry Beveridge, Gardiner¹, wohlwollend und anregend der Versöhnung das Wort

¹ Sämtlich in der Pfingstnummer der Neuen Freien Presse (23. Mai 1920, Nr. 20 020).

reden, so überschreitet das Persönliche und rein Menschliche die Bannmeile politischer Beschränktheit und wirkt vereinigend und versöhnend im Sinn des päpstlichen Rundschreibens.

Zimmer wieder muß man aber daran erinnern, daß allzu zahlreiche und allzu hastige Schritte eines unterlegenen Volkes auf dem Weg zur Verständigung entwürdigend und lächerlich sind und das Werk der Einigung lähmen. Solche einseitige und würdelose Anbiederungen müssen verstanden.

Man darf auch nicht vergessen, daß dem Recht der im Krieg verwundeten, jetzt siegreichen Völker auf Wiederaufbau bei den Besiegten ein gleichwertiges Anrecht auf offizielle Wiedergutmachung entspricht für die durch die fürchterliche Absperrung auf Jahrzehnte hinaus tief erschütterte Volksgesundheit. An die gegenseitigen Pflichten zu erinnern, ist im Völkerverständigung wie im Einzelverkehr die Vorbedingung jeder Verständigung. Kein Ausgleich ohne Ersatz und Zurückstattung. Die Liebe ärgert sich nicht, wenn man sie an die Gerechtigkeit erinnert.

Nachdem wir den Hauptschutt weggeräumt haben, durch einige Zwischengänge geschritten sind und endlich Stirn an Stirn vor unserer eigentlichen Aufgabe stehen, überrascht uns als erstes Gefühl Ratlosigkeit und versagende Schwäche. Was soll man nun beginnen, wie der ungeheuren Schwierigkeiten Herr werden? Pläne, Anfänge, Gründungen erlebten wir in Fülle und können doch keine klaren, beruhigenden Aussichten eröffnen.

Die Überzeugung, daß die Weltpolitik nur hindernd im Weg steht, daß der Völkerbund, wie er jetzt arbeitet, nicht einmal einen schmalen Pfad ebnet, drückt allgemein auf alle Freunde der Verständigung. Es wächst die Einsicht, daß nur private Unternehmungen und persönliche Beziehungen Erfolg versprechen. Daß der christliche Geist, daß sittliche Beweggründe allein dem Ziele nähern können, künden jetzt die Besten aller Völker.

Bereits im Herbst 1916 wurde ein Friedensbund deutscher Katholiken und im Anschluß daran der Weltfriedensbund vom Weißen Kreuz (Graz) gegründet, dessen im Februar 1917 aus zwölf Punkten bestehendes Friedensprogramm von Papst Benedikt XV. sehr wohlwollend zur Kenntnis genommen wurde. Hoffnungsfreudig sind die Blicke auf dieses Friedenszeichen gerichtet.

Eben hat Dr. Max Meßger, Hauptleiter der Volksheilstentrale in Graz, eine kleine Schrift erscheinen lassen¹, in der er die katholischen Friedens-

¹ Der Völkerbund und die katholische Internationale. Von Dr. M. J. Meßger. 8° (48 S.) Bochum 1920, Potthoff. M 3.—

aufgaben, die versäumten und die zu erfüllenden, gut zeichnet. Die zwölf Punkte des „Weißen Kreuzes“ sind umfassend, klar und durchführbar. Daß sie vom christlichen Geist erfüllt und zeitgemäß sind, erkennt man bei einem Vergleich mit dem päpstlichen Rundschreiben. Die Grundsätze und die Einzelforderungen decken sich.

Man wird sich noch der internationalen Vereinigung katholischer Parlamentarier und Politiker erinnern, die auf der Züricher Tagung am 12. und 13. Februar 1917 beschlossen wurde. Der Ausbau internationaler Übereinkommen bildete einen Hauptpunkt in ihrem Arbeitsplan.

In Frankreich ersteht Le groupe Clarté als Liga geistiger Solidarität zum Triumph der internationalen Sache. Anatole France, Georg Brandes, Upton Sinclair, Bernard Shaw schließen sich an.

Am 1. Oktober 1919 bildete sich in München die „Katholische Liga für praktische akademische Kulturarbeit G. B.“ Ihr Programm ist gewaltig: Akademikerheime im In- und Auslande, von denen Erkenntnisse, Verständigungen, fruchtbare Beziehungen, nicht bloß religiöse und wissenschaftliche, auch gesellschaftliche und geschäftliche, ausgehen sollen; Schulen, Genesungsheime, wissenschaftliche Stützpunkte sollen auf der ganzen Welt die katholischen Akademiker sammeln, einigen, zur Kulturarbeit befähigen und ermuntern.

Und neben diesen Werken laufen eine Menge Anregungen und Vorschläge. Man kann sie gar nicht mehr übersehen; mächtig schwillt die Literatur über Völkerbund und Weltrecht an. Eine Fülle wohlwollender Entwürfe boten die beiden Zeitschriften „Dokumente des Fortschritts“ und „Die Versöhnung“.

Sehr viele Pläne und Gründungen verlieren sich leider in grauer Theorie.

Ebenso angestrengt als vollkommen aussichtslos bemüht sich z. B. das amerikanische Monatsblatt „International Conciliation“ um eine Weltversöhnung. Es bietet leider fast nur Dokumente des Entente-Imperialismus und des atemlos beschließenden Völkerbundes, dessen politische Entschlüsse unversöhnlich und dessen soziale Anforderungen nicht so leicht den Übergang vom Papier zur Wirklichkeit finden werden. Ganz anders praktisch und weitsichtig arbeitet da die katholische amerikanische Zeitschrift „America“. Wieviel Aufklärung, Hilfe, versöhnende Liebe sie nach allen Seiten ausstrahlt, ist gar nicht zu übersehen. In England, Italien und bei uns befürworten eine stattliche Reihe unerschrockener Männer eine Milderung

der Friedensbedingungen. John Maynard Keynes, Professor in Cambridge, Vertreter des englischen Schatzamtes auf der Pariser Friedenskonferenz, enthüllt in seinem Buch über die wirtschaftlichen Folgen des Friedens (*The Oeconomic Consequences of the Peace*) schonungslos die verhängnisvollen Gefahren der Versailler Maßnahmen. Alberto Pirelli, ehemaliges Mitglied des obersten Wirtschaftsrates der Alliierten, schlägt sich in einem Aufsatz der „Nuova Antologia“ auf seine Seite. Was verschlägt es dagegen, wenn der Kronide Lévy in der „Revue des Deux Mondes“ (15. Mai, 1., 15. Juni u. 1. Juli 1920) sein Vordenhaupt schüttelt, tief entrüstet über das vielleicht zum Teil einseitige, aber im Wesen klarsehende Buch des Engländer. Lévy beherrscht offenbar die französischen wirtschaftlichen Zustände vollkommen, von den deutschen weiß er nur sehr wenig.

Kluge Köpfe forschen nach einem Ersatz für den versagenden Völkerbund.

Bereits schlägt man ein höchstes Kulturgericht, aus der geistigen Oberschicht der Menschheit gebildet, allen Ernstes vor.

Sigmund Münz schreibt ein zornsprühendes Buch, „Weltkongreß und Weltgericht“. Ein Areopag der Geistigen aus allen Völkern soll zu einem Weltkongreß zusammentreten. Diese ehrwürdige Versammlung hat alle Fragen der Weltpolitik, der Weltwirtschaft, des Weltrechtes, ja alle Probleme der ausgleichenden Gerechtigkeit zu lösen. Alle Unterdrückten finden bei ihm Schutz und Hilfe. Alle Staaten müßten sich vor diesem Rat der Geisteskönige verantworten.

Selbst ein Mann wie Minister Franz Klein, der immer fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht, lehnt das Buch nicht einfach ab¹. Er schreibt aber doch einen Satz, in dem ein kluger Zweifel schonend verborgen liegt: „Mit einem Weltkongreß, der die Menschen zu edleren Anschauungen emporhebt, wäre also zu beginnen, nicht mit einem Kongreß, der, ohne die Geistesverfassung irgend zu ändern, sofort die Welt umbauen will.“

Praktischer faßt der österreichische Ministerpräsident a. D. Max Wladimir Beck die Frage an². Er schlägt vor, alle Vereinigungen zur Pflege des Friedensgedankens, der Völkergemeinschaft, der volkswirtschaftlichen und finanzpolitischen Angelegenheiten zunächst in den einzelnen Ländern zusammenzufassen. Sie bilden Ausschüsse, sie wählen Delegierte; diese treten

¹ Die Flucht zu den Geistern: Österr. Rundschau LXII (15. Jan. 1920) 49 ff.

² Morituri — Resurrecturi: Österr. Rundschau LXIII (15. Mai 1920) 151 ff.

unter Führung der Vertreter aus neutralen Staaten zu einem Weltkongress und Weltrat zusammen, befassen sich mit allen Fragen der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, des Klassenkampfes und Wiederaufbaues und aller zwischenstaatlichen Beziehungen. „Die zustande gebrachten Gutachten und die allfälligen Sondergutachten wären zu veröffentlichen und den Regierungen der beteiligten Staaten zu unterbreiten, welchen die Aufgabe zufiele, den Versuch zu machen, durch Beratungen und Verhandlungen von hierzu entsendeten Vertretern auf Grund der Gutachten zu positiven Ergebnissen und Vereinbarungen zu kommen, welche sodann den betreffenden Parlamenten zur verfassungsmässigen Behandlung vorzulegen wären.“

Das Wertvolle an diesem Vorschlag ist jedenfalls die Ausschaltung der offiziellen Politik auf der ersten Staffel der Verhandlungen, wodurch die persönliche Annäherung erleichtert wird, das Gesetz der Liebe kräftiger zu Wort kommt, der Zusammenhang mit der Bevölkerung besser gewahrt, die Aufklärungsarbeit für den Friedensgedanken auf breiterer Grundlage angegriffen wird.

Weniger umfassende Vorschläge sind vielleicht für den Augenblick aussichtsreicher.

Einige Aufgaben wenigstens des Staates und der Kirche lassen sich klar umschreiben.

Wenn man auch wenig Wert legt auf „versöhnende“ politische Massnahmen, schaltet man doch den Staat bei der weltumspannenden Annäherungsarbeit nicht aus. Seine Aufgabe ist es, die von manchen Kreisen befürwortete wahnsinnige „Erziehung zum Haß und zur Rache“ mit allen Mitteln zu verhindern. Solche Haßpropheten gehören heute mehr denn je in Kühlräume für überhitzte Köpfe. Unwahre und aufreizende Geschichtsdarstellungen sind aus den Schulbüchern und dem Schulbetrieb zu verbannen. Der Lehrer, dem die schlichte Wahrheit nicht genügt, ist direkt pensionsberechtigt.

Auch um eine Volksaufklärung, welche Verständnis für eine Völkerverbrüderung langsam vorbereitet, hat der Staat sich zu mühen. Das geschieht freilich nicht, wie es den augenblicklichen Wiener Regenten beliebt, durch eine geistliche und planvolle, vielleicht auch einträgliche Züchtung des internationalen Gesindel.

Auch vergesse man nicht, daß eine gesunde und opferfreudige Vaterlandsiebe die einzig haltbare Grundlage schafft für viele richtige Bewertungen der Weltinteressen. Reißt man den Bürger aus seiner natür-

lichen Gemeinschaft heraus, so vernichtet man alsbald in ihm die sozialen und selbstlosen Anlagen und zerrt den einseitigsten Selbsterhaltungstrieb an die Oberfläche. Wie die Auflösung des Familiensinns notwendig die Hingabe an die Staatsaufgaben untergräbt, so zieht die Unterdrückung der Vaterlandsiebe den Tod echten Weltbürgertums nach sich. Ein Verächter der Familiengemeinschaft wird zum selbststüchtigen Sondermenschen, bei einem völkisch stumpfen Überstaatter wird die völkerrumfassende Tugend nur zu leicht zur Mache und zum Mätzchen ausarten. Das Rückgrat des Staates ist eben nicht der einzelne, sondern die Familie; hier lernt der Mensch Anschluß, Rücksicht, Opferarbeit. Und nur als Glied einer großen Gemeinschaft weiß er, warum er eine Menschenverbrüderung anstreben soll. Es gibt zwei solcher Gemeinschaften: die Kirche und den Staat. Die weltumspannende Kirche trägt Grund und Gesetz der allgemeinen Menschenliebe in sich. Diese Liebe ist zunächst von religiöser und brüderlich-helfender Art. Ein Mensch, der aber nur der Kirche und nicht zugleich auch einem Staatsganzen in Gefinnung und Treue eingegliedert wäre, könnte bei dem besten Willen eine Menge notwendiger Diesseitswerte der Kultur weder teilnehmend anstreben noch genügend erkennen. Das Lösungswort vom Allgemeinmenschlichen ist irreführend. Es ist zu unbestimmt und schwankend. Sehr vielen „allgemeinmenschlichen“ Dingen verleihen erst die Bedürfnisse und Notwendigkeiten eines Staatswesens Gehalt, Geltung und Wert. Der Mensch kann sie überhaupt nur als politisches Wesen verstehen und schätzen. Es ist bloß eine gedankliche Taschenspielerlei, wenn man einen künftigen einheitlichen Weltstaat einschmuggelt und diesem Phantasiegebilde die Rolle eines Erziehers zum weltbürgerlichen Sinn unterschiebt. Bevor er da ist, kann er nicht erziehen. Als Zukunftsideal kann er höchstens die Menschen anregen, innerhalb ihrer Staatsgrenzen mehr und mehr den Zusammenhang aller Kulturen und der gesamten Weltwohlfahrt zu erkennen. Um sie aber aufrichtig zu erstreben, muß er sie zunächst für eine bereits existierende Volksgemeinschaft, deren Glied er ist und die er liebt, wünschen. Der Weg zu einem Weltbürgertum in Gedanken führt über eine Vaterlandsiebe der Tat.

Solange aber ein einzelner Staat, etwa das besiegte Deutschland, allein diese Großmut der Gerechtigkeit gegen eine zukünftige Weltbrüderschaft üben, seine Bürger gleichsam für die ganze Welt erziehen möchte, während alle übrigen Völker mehr denn je die Dase ihrer selbststüchtigen Eigenart begießen, wird die ungeheure Wüste, die Volk von Volk trennt,

nur erweitert. In irgendeiner staubigen Gasse kauern weltfremde Weltbürger, auf dem Markt des Lebens lärmen alle möglichen Nationen mit einem schreienden „*Al!*“ vor ihrem Volksnamen. — Also entweder keiner oder alle. Einzelmenschen werden oft durch das Heldenbeispiel großer Vorbilder umgewandelt, Völker niemals. Denn bei Völkern und Staaten wiegt der wirtschaftliche Selbsterhaltungstrieb vor und siegt immer über den geistigen. Sobald ein Staat bei dem Nachbarn einen idealen Zug entdeckt, der dem materiellen Aufschwung nicht dient, nützt er augenblicklich diese volkswirtschaftliche Schwäche und seinen eigenen Vorsprung aus; er hofft, daß dieser Zug des Nachbarn zu Höherem den Reichtum und den Handel mindern werde, er unterstützt ihn liebevoll, um selbst voranzukommen auf Kosten des Gegners. Ein großer Teil der Staatskunst bestand von jeher darin, die idealen Bestrebungen der Nachbarn möglichst zu fördern, um dadurch den wirtschaftlichen Wettbewerb zu unterbinden.

Ganz andere Aufgaben und Ziele hat glücklicherweise die katholische Weltkirche. Als größte internationale Macht nimmt sie einen Hauptteil des Problems der Völkerversöhnung in die Hand.

Es ist Pflicht der Seelsorger, im Religionsunterricht und auf der Kanzel alle Ansätze zum Haß, besonders die heuchlerischen, mit scheinheiliger Vaterlandsiebe verbrämten, zu bekämpfen. Patriotismus ist eine rein positive Größe, er braucht nicht die verneinende Wut des Feindeshasses. Furchtsame Dilettanten der christlichen Liebe verschanzen sich schlotternd hinter den „klugen Rücksichten“, die man der öffentlichen Meinung schuldet. Wahrscheinlich weil Paulus und die ersten Christen aus Gefälligkeit gegen ihre Umwelt die Liebesfäzang Christi verleugneten. Wahrscheinlich weil Christus selbst das Unrecht duldete, wo ihn der Kampf ums Recht geschädigt hätte. Die Schwächen des Buhlers um Gunst kann sich kein Diener der Kirche gestatten, da es um Sein oder Nichtsein des christlichen Liebesbefehls geht. Spitzfindige Ausflüchte, die ein Mindestmaß der Liebe heraustüfteln, verschiebe man vorläufig auf fünfzig Jahre.

Die Orden haben auf diesem Gebiet Ungeheures nachzuholen. Selbst wo vor dem Krieg die einigenden Bande locker waren, muß man jetzt die Landesgrenzen sprengen, die Gemeinschaft pflegen, die gegenseitige Hilfe organisieren, die Aussprache erleichtern, die gräßlich hochgezogenen Brauen und den ausweichenden Schritt, wenn ein „Ausländer“ in Sicht ist, als Kriegspsychose brandmarken.

Die Ordenszeitschriften müssen alle übrigen in der Rückkehr zur Liebe überflügeln. Wenn Furcht vor dem Beserkreis nicht einmal die Besprechung

bedeutender Werke eines „Feindes“ gestattet, ist es höchste Zeit, sich zu fragen, ob die Sozialdemokraten nicht gerechter und unparteiischer sind. Wenn uns diese an Versöhnlichkeit übertreffen, so ist das kein Beweis für die Fragwürdigkeit des versöhnlichen Geistes, wohl aber für die gewaltige Werbekraft des christlichen Gedankens selbst dort, wo er nur auf Seitenwegen einmündet; es ist auch ein trauriger Beweis für die unverantwortliche Durchtränkung christlicher Staatsmänner mit dem Gift der Machtpolitik.

Über die Grenzen des eigenen Landes hinaus greifen Wissenschaft und Kunst. Sie verbinden die Geister und meistern das Gefühlsleben zum Einklang verwandter Empfindungen. Sie tragen in die Fremde köstliche Schätze seelischer Schöpfungen der Geistigsten in den verschiedenen Völkern, erwecken das Verständnis für fremde Eigenart und Größe, die dann als Bewunderung in die ausfendende Heimat zurückströmt. Diese einigenden Kräfte auszuschalten, wäre Barbarei.

Aber diese zwischenvölkischen Beziehungen lassen sich vermehren. Welch ein Segen wäre zu erwarten aus einem Zusammenschluß des christlichen Adels aller Nationen, aus einer Fühlungnahme der staatserkhaltenden Parteien. In besonderer Weise denke ich an innigere, freundschaftliche Beziehungen zwischen den katholischen Parlamentariern aller Länder, zwischen unserem katholischen Volksverein und ähnlichen Verbänden des Auslandes, zwischen den maßgebenden Vertretern der katholischen Weltpresse.

Bereits sind ja Bestrebungen dieser Art im Gange. Die christlichen Gewerkschaften suchen Fühlung miteinander zu gewinnen; wir hören von einleitenden Maßnahmen. In Italien denkt man an einen internationalen Zusammenschluß aller katholischen Jugendvereinigungen. Die protestantischen haben bereits vor dem Weltkrieg diese Einigung vollzogen und genießen sogar heute schon ihre Segnungen. Von Luzern geht der Gedanke eines katholischen internationalen Karitasbundes aus. In Holland arbeitet man an einer internationalen Einigung der Arbeitgeber.

Ein Führer der ungarischen Katholiken hat im „Neuen Reich“ (Nr. 31, Mai 1920) die Unterlassungsfünden der Katholiken während des Krieges und beim Friedensschluß ausgezeichnet beleuchtet. Er fordert eine stramme innerpolitische und internationale Organisierung aller Katholiken. Ob freilich durch eine so zusammengezogene Macht der Kriegsschluß wirklich früher herbeigeführt worden wäre, wie der ungarische Führer glaubt, möchte ich für die Vergangenheit bezweifeln, für die Zukunft allerdings nicht, wenn einmal diese katholische Internationale lange gearbeitet hat.

Wie soll man sich aber den Aufbau und die Tätigkeit dieser katholischen Weltorganisation denken? Daß die Sache möglich ist, sieht man ja an dem sozialdemokratischen und freimaurerischen Weltbund. Ungeheure Schwierigkeiten führt indes dieser Gedanke zweifellos mit sich. Es wäre gewiß der Mühe wert, den Plan einer solchen katholischen Weltorganisation in allen Einzelheiten auszuarbeiten. Sie müßte vor allem religiös sein, also für den vollen Sieg der christlichen Weltanschauung, der sittlichen in erster Linie, eintreten und kämpfen. Sie müßte aber auch die wirtschaftlichen Interessen der Katholiken in der ganzen Welt vertreten. Auch ein politisch-sozialer Einschlag wäre nicht zu entbehren. Aber auf diesem Gebiet müßte vorsichtige Klugheit walten, damit kein Eingriff geschähe in die angeborenen Rechte des Staates. Ein Weltvorstand, regelmäßige Tagungen, eine feste Zusammenarbeit der Presse wären vorzubereiten. Don Sturzo, der Generalsekretär der italienischen Volkspartei, denkt bereits an einen internationalen Kongreß der katholischen Politiker aller Länder für den Herbst. Stefan Cabazoni entwarf im „Corriere d'Italia“ ein Programm dieser katholischen Internationale.

Der Gedanke ist sehr ernst zu nehmen. Er wird vom „Osservatore Romano“ lebhaft unterstützt¹.

Je erhabener die Ziele sind, die man verfolgt, um so weitherziger und entschlossener muß man an Plan und Mittel herantreten.

¹ Vgl. „Reichspost“ vom 8. Juni 1920 (Nr. 156) und „Germania“ vom 29. Mai 1920 (Nr. 227).

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.